Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 51 (1971-1972)
Heft: 8

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

NEUERSCHEINUNGEN ZUR SCHWEIZERISCHEN ZEITGESCHICHTE

Solange die Zeitgeschichtsforschung lediglich als ein Mittel für eine fragwürdige Vergangenheitsbewältigung missverstanden wurde, fehlte in der Schweiz weitgehend das Verständnis für ihre Notwendigkeit. Der «Bonjour-Bericht» brachte in zweifacher Hinsicht eine Klärung der Situation. Indem er einer nur auf Sensationen gerichteten Neugierde die Spitze brach, verlor die Thematik viel von ihrer emotionellen Belastung. Zum anderen ebnete er den Weg zur nüchternen Analyse der neuesten Schweizergeschichte. Inzwischen ist eine Reihe weiterer historischer Untersuchungen erschienen. Sowohl als Gesamtdarstellung wie als Detailstudie vermitteln sie wertvolle Erkenntnisse. Neben den wissenschaftlichen Arbeiten verdienen aber auch die Veröffentlichungen aus dem Bereich der Erlebnisliteratur besonderes Interesse. Auf einige dieser Neuerscheinungen sei im folgenden hingewiesen.

Heinz K. Meier: Die Schweiz und die USA

Die schweizerische Aussenpolitik lässt sich als Ganzes weitgehend mit einer Neutralitätspolitik identifizieren. Konzentriert man sich jedoch auf die Beziehungen der Eidgenossenschaft zu einzelnen Staaten, so vermag die Maxime der Neutralität als alleinige Perspektive nicht mehr zu genügen. Insbesondere im wirtschaftlichen und kulturellen Bereich treten neue, zum Teil sehr spezifische Problemstellungen in den Vordergrund. Dass die schweizerische Entwicklung keineswegs isoliert betrachtet werden kann, dass ihre Historiographie vielmehr den Kontext zu den internationalen Analogieerscheinungen herstellen muss und damit längst nicht mehr als nationale Geschichtsschreibung früherer Tradition zu diskreditieren ist, wird auf dem Gebiet der Aussenpolitik zur Selbstverständlichkeit.

Eine Monographie, die die schweizerisch-amerikanischen Beziehungen zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht, muss der Politik und den Auffassungen des Kontrahenten nicht weniger Aufmerksamkeit schenken als der eigenen. In seinem Buch «Friendship under Stress» ist dies *Heinz K. Meier* in vorbildlicher Weise gelungen[1]. Der Verfasser, als Auslandschweizer mit den Verhältnissen in der Schweiz wie in den Vereinigten Staaten vertraut, war geradezu prädestiniert, die Geschichte der amerikanisch-schweizerischen Beziehungen in den Jahren 1900 bis 1950 zu schreiben. Bereits früher hatte er eine eingehende Studie über «The United States and Switzerland in the Nineteenth Century» vorgelegt, die zumal für das Verständnis des besonderen durch die politischen und strukturellen Gemeinsamkeiten gekennzeichneten Verhältnisses die Grundlage bildet. Mit ihr verbindet sich nun die vor-

liegende Forschungsarbeit zu einer Gesamtdarstellung, die in zuverlässiger und fundierter Weise das Thema Schweiz – USA ergründet.

Allzu williger Vermittler

Zeitlich durch die beiden Weltkriege und die Zwischen- und Nachkriegszeit gegliedert, wird vom Verfasser in chronologischer Folge ein vielfältiges Spektrum gezeichnet, das neben Übereinstimmungen auch offensichtliche Divergenzen widerspiegelt. Solange Amerika noch an der Peripherie der von Europa dominierten Weltpolitik stand, verliefen auch die Beziehungen zur Schweiz in ruhigen Bahnen. Bern war für die amerikanische Diplomatie der gegebene Posten für verdiente Aussenseiter, während Washington für die Schweizer eine Durchgangsstation zur höher bewerteten Stellung an einer Gesandtschaft bei den europäischen Grossmächten blieb. Pleasant Alexander Stovall, der dank seiner Freundschaft zu Präsident Woodrow Wilson nach Bern gekommen war, und Paul Ritter, der Schweizer Gesandte in Washington, sind durch die mit Kriegsausbruch 1914 anschwellenden Schwierigkeiten – jeder auf seine Weise – überfordert worden. Die Schilderung der Friedensbemühungen von Präsident Wilson und Bundesrat Hoffmann gehören mit zu den interessantesten Kapiteln des vorliegenden Buches. Zwischen diesen beiden Exponenten leistete Ritter nur allzu willig seine Vermittlerdienste, bis er das Mass des Möglichen überschätzend Schiffbruch erlitt. Je mehr die USA zum Kriegseintritt hintendierten, desto schwieriger war die Stellung des als deutschfreundlich kritisierten Schweizer Gesandten geworden. Durchaus im Sinne von Bundesrat Hoffmann handelnd und langezeit von Wilson mit Wohlwollen unterstützt, scheiterte er als ein Diplomat, der über seinen idealistischen Bestrebungen die politischen Realitäten verkennend zum Vorsymptom für den Fall Hoffmann wurde.

Kampf um Zufuhren

Die von Heinz K. Meier behandelten Themen sind zahlreich; wir streifen hier daher nur einige. Wie im Zweiten Weltkrieg musste auch damals der Kampf um die Zufuhren, insbesondere um Getreidelieferungen geführt werden. Dabei erwiesen sich Herbert Hoover sowie McCormick vom War Trade Board der Schweiz als wenig wohlgesinnt, während unser Land beim Präsidenten und beim State Department auf ein wohlmeinendes Verständnis hoffen durfte. Als Nachfolger Ritters führte Minister Hans Sulzer in der schwierigsten Phase mit Erfolg die Geschäfte. Manchen Missstand hatten sich die Schweizer selbst zuzuschreiben. So rächte es sich nun, dass sie nicht über eigene Meerfrachter verfügten, um die zugesagten Warenmengen abtransportieren zu können, ein Fehler, aus dem man im Hinblick auf den Zweiten Weltkrieg gelernt hat. Unter den Neutralen, so darf man trotz aller harten Auseinandersetzungen sagen, ist niemand so freundlich behandelt worden wie die Schweiz.

Ursprünglich wäre Wilson nicht abgeneigt gewesen, die Friedenskonferenz in der Schweiz abzuhalten. Durch die Nachrichten von revolutionären Umtrieben erschreckt, gab er Versailles den Vorzug. Offiziell zwar nicht zugelassen,

vermochte die Schweiz ihre neutralitätspolitischen Interessen sowie ihren Wunsch, Genf als Völkerbundssitz auszuersehen, auf indirektem Wege durchzusetzen. Bundesrat Calonder und Bundespräsident Ador selbst begaben sich nach Paris, wo Professor Rappard als Verbindungsmann wichtige Vorarbeit geleistet hatte. Wiederum erweist sich an diesem Beispiel, wie auch persönliche Beziehungen und nicht allein ein von den komplexen Realitäten abstrahierender Kräftemechanismus grundsätzliche politische Entscheidungen zu beeinflussen vermögen. Ob die amerikanischen Truppen eventuell in den Tagen des Landesstreiks hätten intervenieren sollen, konnte von Meier übrigens nicht befriedigend abgeklärt werden.

Nachdem die «Amerika-Klausel» fallengelassen worden war, entschieden sich die Schweizer für den Beitritt zum Völkerbund, während sich die Amerikaner in die Isolation zurückzogen. Die Wege der beiden Staaten führten auseinander. Seit 1921 folgte eine Reihe von Gesetzen zur Einschränkung der Einwanderung. Die Auswirkungen der Wirtschaftsdepression sowie die Schutzzollpolitik verursachten manche Belastung. Sie bringt der Verfasser ebenso zur Darstellung wie das komplizierte Problem der Doppelbürger und die Frage ihrer Militärdienstleistung. Nach Hitlers Machtergreifung begann man für die Unabhängigkeit der Schweiz zu fürchten. «Switzerland is Next» wusste schon im Juni 1934 «The North American» zu berichten. Recht peinlich war das Versehen, als 1938 die «New York Times» – der Nazipropaganda folgend – von den drei Millionen Deutschen in der Schweiz sprach. Um den ungünstigen Auswirkungen einer allzu grossen Informationslücke zu begegnen, beteiligte sich die Schweiz an der Weltausstellung in New York, die ihr in den USA viel Sympathien einbrachte.

1941–1945: Wechselbad

Sie kamen ihr umsomehr zugute, als seit deren Kriegseintritt die Wirtschaftsbeziehungen mit den Alliierten kaum mehr zu konstruktiven Ergebnissen führten. Diese setzten durch die Blokkierung der bedeutenden schweizerischen Vermögenswerte sowie mit dem Mittel der Schwarzen Liste die Eidgenossenschaft unter zunehmenden Druck, um ihre Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland zu unterbinden. Auch der Verfasser kommt zum Schluss, dass die Bombardierung Schaffhausens ein Irrtum gewesen ist. Elisabeth Morawietz hat in ihrer Magisterarbeit «Die politische und militärische Gefährdung der Schweiz durch das nationalsozialistische Deutschland» (Berlin 1969) die Vermutung ausgesprochen, dass – abgesehen von Schaffhausen – «die Alliierten willentlich und absichtlich Schweizer Ortschaften bombardiert haben, um offenbar einerseits den für die Achsenmächte wichtigen Transitverkehr zu stören, andererseits aber wohl auch um die Schweizer zu warnen ...». Die These dieser bisher unbekannt gebliebenen Magisterarbeit findet bei Heinz K. Meier keine Bestätigung. Allerdings haben ihm auch die einschlägigen militärischen Akten wohl nur zum Teil vorgelegen.

Mit Kriegsende erreichten die wirtschaftlichen Auseinandersetzungen ihren Tiefpunkt. Die Currie-Verhandlungen und das Berner Abkommen vom März 1945, die Washingtoner Verhandlungen im folgenden Jahr gehören mit

all ihren Begleiterscheinungen zur unerfreulichsten Episode. Der zwangsbedingten Niederlage der Schweizer stand der ruhmlose Sieg der Amerikaner gegenüber. In paradoxem Gegensatz stand hierzu die Begeisterung der Bevölkerung, die jene rund 300 000 amerikanischen Soldaten mit grosser Sympathie aufnahm, die 1945 und 1946 die Schweiz besuchten. Diese Besuche wirkten sich in den USA als die beste Propaganda für die Schweiz aus. Der Untersuchungsausschuss des streitbaren Senators Kilgore, die Aktion «Safehaven», mit der weit über die Realitäten hinaus nach verschobenen Nazivermögen gesucht wurde, und die Missstimmung gegenüber dem neutralen Kleinstaat verloren mit dem Aufkommen des Kalten Krieges an Bedeutung. Zumal als nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland die hängigen Fragen nun in direkten Verhandlungen gelöst werden konnten, verbesserten sich auch die Beziehungen der USA zur Schweiz.

Vor allem die gegenseitigen Wirtschaftsbeziehungen sind wenigstens in Teilbereichen schon von *Bruno Stadelmann*, *Hanspeter Brunner* und *Otmar Herzog* behandelt worden. *Daniel Frei* konnte die stürmischen Auseinandersetzungen rund um das Washingtoner Abkommen sogar auf Grund der Akten von Walter Stucki erhellen. Heinz K. Meier vermittelt nicht nur die Gesamtschau; indem er die Akten des National Archives sowie jene des Bundesarchivs in Bern, die ihm bis 1939 freigegeben wurden, auswerten konnte, enthält seine Darstellung eine Fülle ergänzender und neuer Aspekte. Dabei kam ihm der glückliche Umstand zu Hilfe, dass Minister Carl Stucki für den internen Gebrauch des Politischen Departementes einen viele Hunderte von Seiten umfassenden Bericht angefertigt hatte, der detailliert über die Beziehungen zu den USA Auskunft gibt. Die Arbeit Meiers, die durch *Max Silberschmidt* in der «NZZ» (Nr. 717 v. 9. 12. 1969) eine umfassende Würdigung gefunden hat, ist bisher noch zu wenig beachtet worden.

Klaus-Dieter Zöberlein: Anfänge des Frontismus

Eine wesentlich ungünstigere Quellenlage fand *Klaus-Dieter Zöberlein* für sein Dissertationsthema vor[2]. Um die Entwicklung der Neuen Front und der Nationalen Front von den Anfängen bis zu deren Zusammenschluss im März 1933 herauszuarbeiten, begnügte sich der Verfasser nicht mit einer Auswertung der Sekundärmaterialien. Da ihm die amtlichen Akten in der Schweiz nicht zugänglich waren, versuchte er durch die Befragung damals unmittelbar Beteiligter den Einblick in die der Öffentlichkeit entzogenen internen Vorgänge zu öffnen. *Walter Wolf* und *Beat Glaus*, deren Publikationen über den Frontismus zu spät erschienen, um vom Verfasser beigezogen werden zu können, hatten die Chance einer systematischen Befragung nicht richtig zu nutzen vermocht. Vor allem die Auskünfte der bekannten Frontisten Rolf Henne und Paul Lang – beide inzwischen verstorben – sowie von Eduard Rüeggsegger, Hans von Wyl und Alfred Zander vermitteln eine Fülle neuer, keineswegs unwesentlicher Details. Zöberlein versuchte, diese mündlichen und schriftlichen Mitteilungen kritisch zu verifizieren. In den Anmerkungen hat er sie exakt ausgewiesen, so dass es auch dem Leser mög-

lich ist, sich über Gehalt und Richtigkeit einzelner Interpretationen ein Urteil zu bilden. Wenn Zöberleins Arbeit gleichwohl in verschiedener Hinsicht fragwürdig ausfiel, so liegt dies wohl in erster Linie an der fehlenden Differenzierung wie in mangelnden Kenntnissen der örtlichen Verhältnisse begründet.

Am 2. Juli 1930 war unter der Führung von Robert Tobler in Zürich die damals etwa dreissig Jungakademiker umfassende «Neue Front» gegründet worden. Ihre Anfänge sind bis auf die ersten freisinnig-demokratischen Akademikertreffen zurückzuführen, wo sich jener oppositionelle Gesinnungskreis zu artikulieren begann, dessen Bedeutung für die folgende Entwicklung schon von Glaus und Wolf hervorgehoben worden ist. Auch die Rolle von Wyls und Toblers als Redaktoren des «Zürcher Studenten» sowie die Förderung durch Hans Oehler und der von ihm redigierten «Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur» sind insbesondere von Beat Glaus aufgezeigt worden. Erst vor kurzem wurde in dieser Zeitschrift (März 1971) dargelegt, mit welchen Intentionen die «Monatshefte» gegründet und von welchen Grüppchen traditioneller Deutschfreunde sie initiiert worden sind. Ihr Mitbegründer Hans Oehler, schon früh nach Höherem strebend und bald auch ein politisch engagierter Suchender, ist in die Irre gegangen und wurde nach Kriegsende in einem aufsehenerregenden Landesverratsprozess verurteilt.

Unterschiedliche Beurteilungskriterien

Zwischen dem Erkenntnisinteresse der jungen Generation und demjenigen der Dabeigewesenen besteht gerade in solchen Fällen eine beträchtliche Divergenz. Diesen liegt vor allem an der Fixation des Schuldspruches, während jener primär an der Analyse des Entwicklungsprozesses gelegen ist, der über das Persönliche hinaus Erkenntnisse von allgemeiner Bedeutung vermitteln kann. Hier bedarf es jedoch grösster Genauigkeit auch in Dingen, die unter dem Aspekt der Schuldfrage allein belanglos sind. Gerade die Hauptthese Zöberleins beruht auf einer Beweisführung, die durch ihren Mangel an Differenzierung gekennzeichnet ist. Die motorische Kraft, die die Gründung und Entwicklung der Neuen Front in verhängnisvoller Weise vorantrieb, fand er in Hans Oehler verkörpert. Ihm zufolge hatte dieser einen «politischen Stammtisch», den «Oehler-Klub» initiiert, dem Robert Tobler, Emanuel Fröhlich, Werner Niederer, Julius Schmidhauser und Ernst Wolfer angehörten. Aus diesem Kreis habe dann Tobler die Idee zur Gründung und Organisation der Neuen Front erhalten.

Über den «Oehler-Klub» erfährt man, dass er, «ganz abgesehen von den Studenten unter den Teilnehmern, aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht in erster Linie nur Mitglieder des Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz umfasste» (S. 43). Diese merkwürdige Negation besagt, dass der «Volksbund» an dieser Gruppe beträchtlichen Anteil hatte. Weiter erfährt man über das wichtige bisher unbekannte Gremium: «Offenbar war der ‹Kreis um die Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur›, wie der ‹Oehler-Klub› gelegentlich auch genannt wurde, schon bald nach der Gründung der Zeitschrift allmäh-

lich entstanden, und es kann vermutet werden, dass die sporadischen Besprechungen mindestens bis zum Eintritt Oehlers in die Neue Front im Jahre 1931 beibehalten wurden». Auch in seiner weiteren Argumentation setzt der Verfasser den «Volksbund» mit den «Monatsheften» und diese mit Hans Oehler gleich; aus ihnen sieht er die antidemokratische und nationalsozialistische Beeinflussung der Neuen Front massgebend erwachsen.

Fragwürdige Interpretation

Der frühe Einfluss Nietzsches, nach dem Ersten Weltkrieg die Begeisterung für Oswald Spengler, Moeller van den Bruck und Edgar J. Jung, die spätere Affinität zu den ständestaatlichen Ideen von Othmar Spann sowie der erstarkende Drang, für eine Erneuerung der Schweiz zu wirken, haben Oehlers Entwicklung bestimmt. Hingegen ist es in dem von Zöberlein behandelten Zeitpunkt noch zu früh, direkt von einer nationalsozialistischen Beeinflussung zu sprechen. Als sich unter der Studentenschaft eine Oppositionsgruppe mit ähnlichen Motivationen zu bilden begann, lieh er ihr seine Unterstützung. In der Folge erlangte er als Ideologe neben Paul Lang und Julius Schmidhauser bestimmenden Einfluss auf die Frontisten. Je mehr er sich diesen verband, desto grösser wurde die Distanz zu seinen früheren Gesinnungsfreunden. Die Generation der Gründungsmitglieder, jener traditionelle Kreis um die «Monatshefte», war überaltert. Seit 1928/29 tauchen in den Reihen der Mitarbeiter neue Namen auf, bis Oehler drei Jahre später die bisherigen Mitwirkenden fast alle zu Gunsten der jungen Aktivisten ausgetauscht hatte. Da er sich in seinem Kurs nicht bremsen liess, musste er schliesslich als Redaktor dieser Zeitschrift ausscheiden.

Der «Oehler-Klub», dessen Bedeutung von Werner Meyer hervorgehoben und von Werner Niederer bestritten wird, stand in seinem Erneuerungsbedürfnis im Gegensatz zu den Gründungsmitgliedern der «Monatshefte» und hat mit ihren Anfängen nicht den behaupteten Zusammenhang. Aber auch der deutschfreundliche «Volksbund» näherte sich nicht Oehler, sondern rückte von ihm ab. Nicht dieser war dort massgebend, wie der Verfasser annimmt, vielmehr Hektor Ammann. Im Jahre 1932 trennte sich Ammann von Oehler. Obwohl dies Zöberlein bekannt war, schreibt er: «Trotz dieser Distanzierung von Oehler im Jahre 1932 stiess Ammann späterhin zum Frontismus und musste nach dem Kriege aus seiner Amtsstellung entlassen werden» (S. 135). Eine solche Argumentation, die in dieser pauschalen Weise ein falsches Bild ergibt, ist schon allein deshalb nicht korrekt, weil sie den Nichtfrontisten Ammann durch eine Anspielung auf ein Jahrzehnt später liegende Ereignisse gleichwohl zum Gesinnungsgenossen Oehlers stempeln will. Die weitgehende Identifikation der verschiedenen Gruppen mit Hans Oehler und den Anfängen der Neuen Front vermischt sich zu einer neuen, aber fragwürdigen Interpretation. Sie ist sowohl von Walter Wolf wie Beat Glaus richtiggestellt worden.

Zu manchen Fehlschlüssen mögen auch die Quellen verleitet haben. So interessant die Erinnerungen des eigenwilligen Hans Zopfi sind, muss gerade bei ihm, dem nicht für die Farbigkeit,

aber für die Genauigkeit der Sinn abging, grösste Vorsicht geübt werden. Verschiedene falsche Fakten sind aus diesem Buch übernommen worden. Hier soll nur noch ein Beispiel einer wenig korrekten Beweisführung genannt werden. Der Verfasser schreibt: «Heute steht tatsächlich fest, dass diese Zeitschrift [«Monatshefte»] zu der ‹weitverzweigten, vom deutschen Auswärtigen Amt subventionierten Presse des Auslandes› gehörte» (S. 30). Das «heute» bezieht sich auf die Gegenwart, sonst hätte die indirekte Rede (stehe ... gehöre) gewählt werden müssen. Als Quelle verweist Zöberlein auf die «NZZ», Nr. 616 vom 8. 4. 1934. Die «NZZ» ihrerseits bezog sich auf die deutsche Wochenzeitschrift «Das Tagebuch» vom Jahre 1927. Schon beim ersten Mal hatten die «Monatshefte» diese Behauptungen zurückgewiesen. In der Anmerkung fügt der Verfasser lediglich noch hinzu, dass Oehler es auf eine gerichtliche Nachprüfung nie habe ankommen lassen. Folglich: «Heute steht tatsächlich fest ...»??

Zutreffend ist hingegen die Darstellung der Nationalen Front, die durch Hans von Wyl und nachher von Alfred Zander geführt worden ist. Schon ihr Kampfblatt «Der Eiserne Besen» mit seiner antisemitischen und antimarxistischen Hetze machte die nationalsozialistische Beeinflussung deutlich. Merkwürdigerweise fehlten zur Zeit von Wyls noch die sonst hier üblichen Angriffe auf die Freimaurer. Wie sich wohl nur durch die mündliche Befragung feststellen liess, lag dies in persönlichen Motiven von Wyls begründet. Zwei Freimaurer hatten ihm in früheren Zeiten in einer Notsituation geholfen. Auch diese kleine Episode beleuchtet den Irrationalismus, mit dem sich die Nationalfrontisten den rassistischen Strömungen überliessen.

Eric Dreifuss: Zur Haltung der Schweizer Presse

Solange die Aktensperrfrist uneingeschränkt aufrecht erhalten blieb, kam den gedruckten Quellen absoluter Vorrang zu. Vor allem die Schweizer Presse erwies sich für die historische Auswertung als sehr ergiebig. Die Zuverlässigkeit dieser Quellenbasis bleibt jedoch – vom Themenbereich Presse und öffentliche Meinungsbildung abgesehen – vorerst noch offen. Aus der Not eine Tugend gemacht hat *Eric Dreifuss*, indem er für seine Dissertation «Die Schweiz und das Dritte Reich» vier als repräsentativ erachtete deutschschweizerische Zeitungen auf ihre Rezeption des Nationalsozialismus im Zeitraum 1933–1939 untersuchte[3].

Es ging dem Verfasser nicht darum, die spezifische Haltung und Berichterstattung jener vier Presseorgane im Sinne von Zeitungsmonographien zu erfassen. Von der «Schweiz angesichts des Faschismus» wird gehandelt, und diese Problemstellung hat auch seine Studie in Richtung und Methode bestimmt. Die Beschränkung auf das Verhältnis zum Faschismus in seiner nationalsozialistischen Ausprägung, die Begrenzung des Zeitraumes sowie die Konzentration auf den deutschsprachigen Raum liessen es nicht zu, über die «zuschauende Schweiz» Allgemeingültiges zu sagen. Für die deutsche Schweiz hingegen sollte diese Fragestellung auf Grund der Untersuchung des «Volksrechts» (VR), der «Neuen Zürcher Zeitung» (NZZ), des «Vaterlandes» (VL) sowie der «Neuen Berner Zeitung» (NBZ) ihre Beantwortung fin-

den. Die sozialistische, liberale, konservative Parteirichtung wie auch die BGB repräsentierend, sollen sie – zum Vergleich – im Jahre 1930 für die deutsche Schweiz jene Tendenzen verkörpert haben, die «zusammen je über 90 Prozent der totalen Anzahl und der Gesamtauflage der Blätter» ausmachten (S. 24). Eine Berücksichtigung mehrerer Zeitungen derselben Richtung würde nach den Worten des Verfassers «die Arbeit nur unnötig belasten». Selbst wenn man auf der einen Seite die frontistische Presse und auf der anderen Seite die jüdischen Stimmen – beide durch ihre Positionen in ihrer freien Entscheidungsmöglichkeit gehemmt – beiseite lässt, braucht es wohl ein überstrapaziertes Mass an Abstraktion, um sich mit der Feststellung von vier Grundhaltungen zu begnügen. Dass, um lediglich ein Beispiel zu nennen, die «NZZ» nicht mit den in der Ablehnung des Nationalsozialismus zuerst weniger eindeutig, später betont radikaler urteilenden Jungliberalen ohne weiteres gleichgesetzt werden kann, stellt eine Differenzierung dar, die dieses Schema bereits überfordert.

Durch die Untersuchung bestätigt sich, dass bei diesen traditionsgebundenen Blättern die politische Weltanschauung einen bestimmenden Einfluss auf die Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus ausgeübt hat. Zuerst prüft Dreifuss die Reaktion auf die Machtergreifung Hitlers. Sie erbringt zugleich Anhaltspunkte, wann frühestens die Gefährlichkeit jenes Systems erkannt worden ist. Das «VR» hatte – wie alle sozialistischen Blätter – von Anfang an einen radikal ablehnenden Standpunkt eingenommen. Auf der anderen Seite stand die «NBZ», deren Haltung von einem auffälligen Verständnis für das «Neue Deutschland» gekennzeichnet war. Im Dritten Reich schien der Bauer seine ursprüngliche Bedeutung und sein früheres Ansehen wieder zurückzugewinnen. Die nationalsozialistische «Blut und Boden»-Politik dürfte der «NBZ» den Blick für die Realitäten getrübt haben. Nachdem feststand, dass in Deutschland nicht ein neuer Anfang, sondern eine ausgeprägt antiliberale Ära begonnen hatte, gab die «NZZ» Mitte 1933 ihre anfängliche Zurückhaltung auf. Das «VL» hingegen sah im Neubeginn die endgültige Überwindung des Liberalismus. Hatte die «NZZ» zuerst der Abrechnung mit den Kommunisten und Sozialisten – wenn auch keineswegs unter Billigung – zugesehen, so war nun der Kampf gegen den Liberalismus für das «VR» noch kein Grund zum Kassandraschrei. Zur Irritation trug hier das mit dem Vatikan abgeschlossene Konkordat bei. Als schliesslich das antichristliche Wesen des Nationalsozialismus kaum mehr zu verkennen war, beurteilte anfangs 1934 auch das «VL» die deutschen Gegebenheiten ohne Illusionen.

Der Abschnitt «Staat und Politik» weist auf die damals verschiedentlich feststellbare Verwirrung der Begriffe «Bolschewismus» und «Nationalsozialismus» hin und geht auf die «Rezeption totalitärer Herrschaftselemente» ein. Der Rassismus und damit die antisemitische Hetze gehören primär zum Kern jener diffusen Ideologie, aus der die nationalsozialistische Bewegung ihre zerstörerische Energie gewann. Die Abschnitte über «Die Verfolgung der Juden» und über «Die Wahrnehmung des Bösen» machen zweifellos den gewichtigsten Teil dieses Buches aus. Erneut zeigt sich die Determination der ein-

zelnen Blätter durch die politische und weltanschauliche Tradition. Der Faschismus, in welcher Form auch immer, war für das «VR» eine Erscheinung des Kapitalismus. Der Kampf gegen den Antisemitismus war ihm selbstverständlich. Über die deutschen Konzentrationslager hat es am ausführlichsten und deutlichsten berichtet. Eine gesonderte Erörterung der «Judenfrage» schien sich hier jedoch zu erübrigen. Nach seiner Meinung wäre sie mit der Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft von selbst in nichts zerflossen. Für das «VL» waren nicht der Antisemitismus, sondern die religiösen und gesellschaftlichen Aspekte das in bezug auf die Juden Erörternswerte. Bereits Ende 1934 hatte es – in dieser erschütternden Weise für ein bürgerliches Blatt wohl zum ersten Mal – mit einem Bericht über Dachau auf «Das wahre Gesicht des Dritten Reiches» hingewiesen. Die Äusserungen der «NZZ», durch ihre «eigentümliche Mischung aus humanitärer Verpflichtung und Pragmatik» auffallend, lassen sich – so meint der Verfasser – «auf keine bündige Formel» bringen. Völlig fehl ging die «NBZ». Zur Judenverfolgung nahm sie überhaupt keine Stellung. Über die deutschen Konzentrationslager war im Oktober 1933 im Sinne eines Faulenzerparadieses berichtet worden; später galt dieses Thema als tabu.

Methodische Bedenken

Eric Dreifuss verstand es, seine Untersuchung stilistisch fesselnd zu gestalten. Die Versuchung lag nahe, Ereignisgeschichte nachzuerzählen, um dann die spezifische Schau der einzelnen Zeitungen hervorzuheben. Um die Wiederholung von Bekanntem so weit wie möglich zu vermeiden, versuchte er, durch eine Reihe begrenzter Fragestellungen seine aus den Quellen gewonnenen Ergebnisse mit den Erkenntnissen der neuesten Forschungsliteratur zu konfrontieren. Dabei verrät der Verfasser eine grosse Belesenheit. Dass die Hinweise und Zitate aus der Sekundärliteratur in Anzahl und Umfang fast überwiegen, mag die Fülle des Stoffes bedingt haben. Die Konzeption dieser Studie sowie das methodische Vorgehen wecken Bedenken, die nicht übergangen werden können. Sowenig wie diese vier Zeitungen «Die Schweiz» darstellen, so ungenügend wird der Begriff «Das Dritte Reich» erfasst. Die Verwerflichkeit der totalitären Ideologie ist durch die Umwandlung zum Unrechtsstaat und durch die Verfolgung der Juden am deutlichsten blossgelegt worden. In ähnlicher Weise könnten aber andere von Dreifuss ausgesparte Bereiche wie die militärische Aufrüstung und die Aussenpolitik aus der spezifischen Weltschau Hitlers abgeleitet werden. Mit ihnen gehört auch die Wirtschaftspolitik zum Dritten Reich. Vielleicht haben Autobahnbau und «Kraft durch Freude»-Freizeitgestaltung nicht die gleiche Ablehnung gefunden wie die von Dreifuss behandelten, für einen Demokraten von vornherein unvereinbaren Aspekte. Aber erst wenn die ganze diabolische Vielfalt berücksichtigt wird, die Hitlers Politik mit Zucker und Peitsche der Öffentlichkeit bot, wird sich beurteilen lassen, wie weit Schweizer Zeitungen die Dinge durchschaut hatten.

Mit dem Hinweis, keine publizistikwissenschaftliche Untersuchung zu schreiben, glaubt der Verfasser sich lediglich auf die publizierten Texte stützen zu dürfen. Ob Korrespondentenbericht, Agenturmeldung, redaktionelle

Stellungnahme, Buchrezension oder Leserbrief, spielt hier keine Rolle. Fast stets spricht die «NZZ», die «NBZ», das «VL» oder das «VR». Vor allem bei der «NZZ» gehört es mit zur Redaktionspolitik, einem gewissen Meinungspluralismus Ausdruck zu geben. Bei einer so grossen Zeitung herrscht ein Kräftespiel, das zu verfolgen ja gerade den Reiz einer solchen Studie ausmacht. Dreifuss geht von der These aus, dass zwischen 1933 und 1939 die ausländischen Journalisten aus Deutschland das berichten konnten, «was sie sehen und berichten wollten» (S. 115). Dass sich aber die Sprache dieser Berichte – sollte nicht die Ausweisung des Korrespondenten provoziert werden – verändert hat, ist bei ihm nicht zur Darstellung gelangt.

Ebenso wären Herkunft und Struktur der Informationen, die Meinungen bilden, zu erhellen gewesen. Nicht jede Nachricht hat das gleiche Gewicht und dieselbe Wirkung. Eine weitere Frage ist jene nach dem Beitrag, den die Emigration durch die Presse zur Aufklärung und Warnung der schweizerischen Öffentlichkeit geleistet hat. Die Auswertung der Redaktionsarchive sowie die zusätzliche Befragung noch lebender Redaktoren und Korrespondenten, die damals die Verantwortung trugen, hätten wertvolle Aufschlüsse vermittelt. Das kluge und gehaltvolle Vorwort, das der ehemalige Chefredaktor der «NZZ», Willy Bretscher, zu diesem Buch geschrieben hat, vermag diese Vermutung nur zu bestärken.

Hermann Häberlin: Eine Autobiographie

Falsche Zurückhaltung hat in der Schweiz nur eine bescheidene Memoirenliteratur entstehen lassen. Der zeitgeschichtliche Wert solcher Erinnerungen hängt von der Persönlichkeit und dem Einblick des Autors, aber auch von seinem Mut, bisher mit Schweigen bedeckte Zusammenhänge offenzulegen, ab. Er kann als handelnde Person im Vordergrund seiner Schilderungen stehen oder als Beobachter hinter den historischen Ereignissen zurücktreten. Es ist erfreulich, dass *Hermann Häberlin* die bestehende Scheu durchbrochen und seinen Lebensbericht der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat[4]. In einer ausgeprägt persönlichen Weise, die als Autobiographie anzusprechen ist, wird hier das Leben eines verdienten Zürcher Politikers nachgezeichnet, der alle Stufen einer parlamentarischen Karriere durchschritten hat.

Hermann Häberlin, am 19. Januar 1894 in Zürich geboren, entstammt einer traditionsreichen, im Thurgau beheimateten Familie. Aus ihr waren dem Lande fünf Präsidenten des National- oder Ständerates erwachsen; ein Familienzweig wies in Heinz Häberlin einen Bundesrat auf. Der Vater des Verfassers war ein bekannter Arzt und Zürcher Stadtrat, der als Grossmeister der Freimaurerloge «Alpina» besondere Bedeutung erlangte. Die Voraussetzungen für eine politische Laufbahn: Persönlichkeit, Befähigung, Fleiss und rednerisches Talent sind Hermann Häberlin in reichem Masse mitgegeben oder von ihm erarbeitet worden. Trotzdem verlief sein Weg in die Politik keineswegs problemlos und geradlinig. Den Reiz dieses Buches macht es aus zu sehen, wie jeder Schritt nach oben errungen sein wollte, wie neben dem verdienten Erfolg auch Niederlagen hinzunehmen waren. Seine parlamentarische Tätigkeit hatte 1922 mit der

Wahl in den Zürcher Gemeinderat begonnen, dem er 22 Jahre lang angehörte. Von 1939 bis 1967 wirkte er im Zürcher Kantonsrat.

Seine Erfüllung fand er durch seine Zugehörigkeit zum Nationalrat in den Jahren 1943 bis 1963. In allen drei Gremien hatte er langezeit die freisinnige Fraktion geleitet und das ehrenvolle Amt des Präsidenten mit grossem Geschick wahrgenommen. Es gehört zu den glücklichen Seiten des parlamentarischen Milizsystems, dass der Politiker gezwungen ist, durch seinen Beruf unmittelbar dem Erwerbsleben integriert und mit den regionalen Verhältnissen verbunden zu sein. Seit 1929 war der Verfasser im Sekretariat des Arbeitgeberverbandes Schweizerischer Maschinen- und Metall-Industrieller tätig. Im Kampf gegen das Rote Zürich und gegen die Forderungen der Gewerkschaften nahm er in zahlreichen und oft in gekonnt polemisch gehaltenen Artikeln die Interessen der Arbeitgeber wahr. Nachdem im Juli 1937 das Friedensabkommen zwischen den beiden Parteien in der schweizerischen Maschinen- und Metallindustrie abgeschlossen werden konnte, galt es, konstruktive Aufbauarbeit zu leisten. 1942 übernahm er die Redaktion der «Werkzeitung der schweizerischen Industrie». Seine Publikationen in der «NZZ», der er sehr nahe steht, gehen in die Hunderte.

Beruf und Politik haben sich bei Hermann Häberlin in positiver Weise ergänzt. Die Gefahr, auch im Parlament vornehmlich Verbandssekretär zu bleiben, bestand bei ihm nicht. Er gehörte unter den Politikern des Zürcher Freisinns zu den ersten, die auch dem parteipolitischen Gegner ehrliche Anerkennung abzugewinnen vermochten. Selbst auf eidgenössischer Ebene zählte er zu den angesehensten Parlamentsmitgliedern. Die vorzügliche Art zu reden sicherte ihm die gespannte Aufmerksamkeit seines Zuhörerforums – eine Gabe, um die ihn mancher Kollege beneiden konnte.

Klärende Rechenschaft

Da es ihm nicht um die Analyse der zeitgeschichtlichen Vorgänge ging, erfährt man wenig über das komplizierte Kräftespiel sowie über den Anteil der mitwirkenden Persönlichkeiten. Häberlin, der eine Nomination zum Bundesrat abgelehnt hatte, war im Dezember 1954 zum Präsidenten des Nationalrates gewählt worden. Als Ratspräsident hatte er ein «ungewöhnlich interessantes Jahr erwischt» (S. 186). Der Einblick in die relevanten Probleme bleibt jedoch nahezu verschlossen. Abgesehen von den Ehrungen zu Anfang und zu Ende des Präsidialjahres lässt uns der Verfasser fast nur an seinen damals gesprochenen Worten während der Bundesratswahlen im Dezember 1954 teilnehmen. Ausserdem schildert er unter der Überschrift «Im Kreis der ‹Grossen Vier›» ein Dîner in Genf, das vom Bundesrat zu Ehren von Eisenhower, Bulganin, Chruschtschew, Antony Eden, Edgar Faure und weiterer Prominenz gegeben worden war. Da der zur Rechten des Nationalratspräsidenten sitzende Aussenminister Molotow sich sehr schweigsam gab, war wenig über diesen Anlass zu berichten. Der Verfasser bricht hier seinen Erlebnisbericht ab und setzt erst im Jahre 1963 wieder ein. Gerade aus der Sicht des Nationalratspräsidenten hätte sich das Zustandekommen von

Vorlagen und Vorstössen im Bundesparlament, kurz der ganze Mechanismus eidgenössischer Politik zum besseren Verständnis der Aussenseiter aufzeigen lassen.

Das Bemühen um ein gerechtes Urteil und der Wunsch, das eigene Lebenswerk noch einmal zu überdenken, geben dieser Autobiographie ein ausgesprochen subjektives Gepräge. 1963 ist der noch aktive Hermann Häberlin aus Altersgründen von seiner Partei nicht mehr für den Nationalrat portiert worden. Dies vollzog sich in einer Weise, die den Verfasser zutiefst verletzen musste. Der Wunsch nach einer klärenden Rechenschaft, die er nicht zu scheuen hatte, war daher verständlich. Ein weiteres Moment psychologischer Natur mag dabei im Verhältnis zu seinem Vater gelegen sein, der die Leistungen des Sohnes zwar zur Kenntnis nahm, aber kaum je seiner Anerkennung Ausdruck gab. Zu der beruflichen und politischen Arbeit fügen sich Kindheit, Familie, Militärdienst und die musischen Neigungen – darunter die Freundschaft mit Franz Lehár – zum Bilde eines vielseitigen und reicherfüllten Lebens.

Guido Müller: Stadtpräsident von Biel

«Vielleicht bin ich kein Sozialist. Ich habe keine vorgefassten politischen Meinungen als die, dass die reichen Menschen zuviel haben, solange andern das Nötige fehlt» (S. 519). Dieser Aphorismus widerspiegelt wohl am besten das Verhältnis von *Guido Müller* (1875–1963) zum Sozialismus. Er war weder der berufene Theoretiker noch der berechnende Parteistratege. Aus einer armen Eisenbahnerfamilie kommend, lernte der begabte, aber wenig ehrgeizige Jüngling früh die Ungerechtigkeiten eines bürgerlichen Gesellschaftssystems kennen, das dem Arbeiterstande nur die unterste Stufe zugedacht hatte. Zuerst im Dienst in verschiedenen Eisenbahngesellschaften, wirkte er von 1907 bis 1920 als Lehrer an der Verkehrsschule Biel. Nach seinem Eintritt in die Sozialdemokratische Partei folgten erste sozialpolitische Versuche mit einer Baugenossenschaft. Kurze Zeit war er Stadtschreiber. Seine Ära als Stadtpräsident (1921–1947) prägte die Geschicke Biels. Die Übernahme der Gemeindeleitung durch die Sozialdemokraten erfolgte in ungünstiger Zeit. Die Stadt war verschuldet, die Arbeitslosigkeit bedrohlich und eine Zusammenarbeit mit den übrigen Parteien kaum zu erhoffen. Dass das Experiment gleichwohl gelang, ist in erster Linie Guido Müller zu verdanken, der als Pragmatiker in selbstloser Weise sich für das Gemeinwohl Biels einsetzte. Das ehrliche Bemühen und die echte Bescheidenheit in privaten Dingen offenbaren eine Persönlichkeit, die als Politiker wie als Mensch Beispiel zu sein vermag.

Das vorliegende Buch enthält als Einleitung eine Aufzeichnung: «Aus meinem Leben und dem einer Stadt», die Müller kurz vor seinem Tod abgeschlossen hat[5]. Ihr fügen sich ausgewählte Reden, Vorträge und Aufsätze an, die er im Verlaufe seiner Wirksamkeit über Biel, aber auch über eidgenössische, staatsbürgerliche und parteiliche Probleme verfasste. *Konrad Müller* hat diese Dokumente durch knappe Hinweise ergänzt und ediert. Sie enthalten einen wichtigen Abschnitt Bieler Geschichte und erhellen

auf kommunaler Ebene politische Konflikte, die oft Abbild jener grundsätzlichen Auseinandersetzungen waren, die die Schweiz bewegten.

Ein Beispiel soll hier genügen. Guido Müller war ein glühender Pazifist. Noch 1930 hatte er im Nationalrat den Vorschlag gemacht, nicht Militärflugzeuge anzuschaffen, sondern mit den zwanzig Millionen Franken eine Stiftung für Völkerverständigung und Weltfrieden zu gründen. Der Zusammenbruch der Genfer Abrüstungskonferenz und der zunehmende Erfolg der Nationalsozialisten schufen jedoch eine neue Situation. Gleichwohl schien der Vorstand der sozialdemokratischen Partei aus den Veränderungen keine Konsequenzen ziehen zu wollen. Müller folgte seinem Gewissen und stimmte 1934 an einer nationalrätlichen Kommissionstagung den Anträgen des Bundesrates auf Verlängerung der Ausbildungzeit in der Armee zu. Für dieses Bekenntnis zur Landesverteidigung wurde er von seiner eigenen Partei desavouiert. Ihr Präsident in Biel war Paul Fell, der später der Partei der Arbeit beitrat. Fast zwei Jahrzehnte lang hat er, von der kantonalen Parteileitung geschützt, das politische Klima in Biel vergiftet und Guido Müller eine konstruktive Aufbauarbeit sauer gemacht. Für die Historiographie der schweizerischen Arbeiterbewegung wäre es zu wünschen, dass Buchpublikationen solcher Art Nachahmung finden möchten.

Klaus Urner

[1] Heinz K. Meier, Friendship under Stress. U.S.-Swiss Relations 1900–1950, Herbert Lang-Verlag, Bern 1970. – [2] Klaus-Dieter Zöberlein, Die Anfänge des deutschschweizerischen Frontismus – Die Entwicklung der politischen Vereinigungen Neue Front und Nationale Front bis zu ihrem Zusammenschluss im Frühjahr 1933 (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, hg. v. Wolfgang Abendroth, Bd. 18), Verlag Anton Hain, Meisenheim am Glan 1970. – [3] Eric Dreifuss, Die Schweiz und das Dritte Reich – Vier deutschschweizerische Zeitungen im Zeitalter des Faschismus 1933–1939, Vorwort von Willy Bretscher, Verlag Huber, Frauenfeld-Stuttgart 1971. – [4] Hermann Häberlin, Meine Welt – Ein Parlamentarier hält Rückschau, Buchverlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1970. – [5] Guido Müller, Erinnerungen Reden, Schriften, Francke Verlag, Bern 1970.

LEBENSGESCHICHTE EINER TAPFEREN FRAU

Zum Roman «Gruppenbild mit Dame» von Heinrich Böll[1]

Der Versuch, das Vierteljahrhundert deutscher Literatur seit dem Zusammenbruch von 1945 im Überblick darzustellen, stösst auf Schwierigkeiten. Der Katalog der Schlagwörter, die fast von Jahr zu Jahr wechselten, reicht vom «Kahlschlag» bis zur «dokumentarischen Schreibweise», von der «absurden» bis zur «politisch engagierten» Literatur. Jede dieser Parolen trat zu ihrer Zeit mit dem Anspruch auf, die Richtung zu bezeichnen, in der sich die Entwicklung bewegen werde. Eine der jüngsten Formeln lautet, nachdem

eine Zeitlang die Absage an jegliche Art von Geschichten Trumpf war, es werde jetzt «wieder erzählt», und vielleicht wird der Versuch gemacht, Heinrich Bölls neusten Roman, der zu den wenigen wesentlichen Neuerscheinungen dieses Jahres zählt, als einen weiteren Beleg für diese Behauptung anzuführen. Aber Komposition und Machart dieses Buches sind listiger ausgedacht als jene erfolgreichen Geschichten, von denen sich die neuste Kritikerweisheit herleitet. Und ausserdem hat Heinrich Böll seit seinen ersten Erzählungen und Romanen nie etwas anderes getan, als erzählt. Er ist der einzige Autor, der unmittelbar nach dem Krieg da war und der heute noch da ist, ein ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht. Einige meinen freilich, sein Stern leuchte nicht mehr so hell; aber das sind die, die in das Kaleidoskop der ständig wechselnden Schlagwörter, nicht auf das literarische Firmament blicken.

Thematik und Personal der Geschichten von Heinrich Böll sind seit seinem ersten Auftreten gegeben. Er hat sie variiert und erweitert, und er hat auch formal verschiedene Möglichkeiten durchgespielt, wobei er, wie gerade das neuste Beispiel zeigt, auf Moden und Richtungen auf seine Weise reagierte. Aber seine Stimme war immer unverkennbar. Wenn er parodistisch daherkommt, wenn er das Vokabular aufgreift, das den Tag beherrscht, so tut er es nicht ohne erzählerische List. Er treibt sein Spiel nicht nur mit den Exponenten der bundesrepublikanischen Konsumgesellschaft, deren Herkunft und Verhaltensweisen er aufdeckt; er spielt auch mit dem literarischen Faltenwurf, der von Buchmesse zu Buchmesse ein wenig anders getragen wird. Aber ob er nun so oder anders drapiert daherkommt, er vertritt beharrlich und treu die Stimme der Humanität, die er als Sache des einfachen, unintellektuellen Menschen erkannt hat. Er besteht darauf, dass in einer Frau wie Leni Gruyten, der Dame des Gruppenbildes, Menschlichkeit ihren sicheren, von den Dogmen und Parolen kirchlicher und politischer Weltverbesserer unerreichbaren Ursprung hat. Die Botschaft, die da ausgesprochen wird, ist so tief und einfach wie verletzlich, dem Missverständnis und dem Zweifel jedes halbwegs aufgeklärten Zeitgenossen ausgeliefert. Leni Gruyten, in Bölls Roman immer nur als Leni G. angesprochen, ist ein «Genie der Sinnlichkeit», zudem eine poetische Existenz – sie lebt im täglichen Umgang mit Gedichten von Trakl, Hölderlin und Yeats –, sie weiss als Frau genau, welches «der Richtige» ist für sie, und sie geht ihren Weg ohne Berechnung, ohne auf materielle Interessen und Vorteile zu achten.

Eine Frau dieser Art wird diskriminiert. Wenn sie konsequent handelt, ihre Liebe auch dann dem für sie «Richtigen» schenkt, wenn dieser in den Augen der Gesellschaft nicht in Frage kommt, also einem Deserteur, einem russischen Kriegsgefangenen, einem Türken, der in der Bundesrepublik als Gastarbeiter sein Brot verdient, dann disqualifiziert sie sich. Bölls Liebe gilt dieser unbeirrbaren Frau. Seine Chronik, die einen Zeitraum von mehr als dreissig Jahren umspannt, ist die humorvoll und in behäbiger Umständlichkeit ausgebreitete Materialsammlung und Dokumentation über einen Fall, der geeignet ist, die Fragwürdigkeit herrschender Vorurteile blosszulegen.

Der Roman ist äusserlich folgerichtig aufgemacht als Rapport eines neu-

tralen Chronisten, den Böll konsequent mit der Abkürzung «der Verf.» vorstellt. Dieser Mann berichtet von Nachforschungen, die er angestellt hat, er referiert die Aussagen zahlreicher Gewährspersonen, und er gibt sich zwischenhinein gern populärwissenschaftlich, indem er das Lexikon zitiert und Betrachtungen über Lachen und Weinen anstellt. Der Form nach ist Bölls Roman «dokumentarische Literatur»: er reiht Berichte und Zeugenaussagen aneinander.

Aber es ist natürlich ein fingierter Dokumentarismus, eine Maske, hinter der sich der Erzähler Böll verbirgt. Der Eindruck, das Spiel mit dem Verfasser und den Gewährspersonen sei Draperie, eine Konzession an das, was eben noch als zeitgerecht gegolten hat, ist nicht von der Hand zu weisen. Nur verhält es sich auch damit nicht ganz so einfach. Die Methode ist nicht nur Mimikry mit dem Zweck, eine unzeitgemässe oder zeitlose Botschaft besser durch die Barrieren zu schmuggeln; sie erschliesst auch ein neues Verständnis der Botschaft, indem sie Jargon und Bezugssysteme der bundesrepublikanischen Gegenwart zum Mittel des künstlerischen Ausdrucks macht.

Die Bemühungen des fingierten Verfassers gelten einer Frau von achtundvierzig Jahren, über die man nach der Lektüre der vierhundert Seiten immer noch nicht viel mehr weiss, als dass sie durch Instinkt, Gefühl und Sinnlichkeit mehr bestimmt ist als durch Intellekt. Ihr Vater, ein Bauunternehmer und Architekt, genoss unter Hitler allerhöchste Protektion und selbst im Krieg noch Privilegien, weil ihn das Regime brauchte. Die Tocher nimmt die Vorteile dieser Stellung spontan an, aber ebenso spontan schliesst sie sich einer jüdischen Nonne an, deren Aufgabe es ist, sich um das physische Wohl der Klosterschülerinnen zu kümmern. Ihre erste Liebe gilt einem Vetter, der – zusammen mit ihrem Bruder – erschossen wird, weil die beiden sich von der Truppe abgesetzt haben und einem Dänen eine Kanone der Wehrmacht zum Schrottwert verkaufen wollten. Sie heiratet einen Urlauber, der kurz nach der Eheschliessung fällt. Und gegen Ende des Krieges wird Leni G. die Geliebte eines russischen Kriegsgefangenen, der dank hoher Protektion zur Zwangsarbeit in derselben Kranzbinderei und Gärtnerei eingeteilt ist, in der sie arbeitet. Die Zusammenkünfte des Paares finden während der Bombenangriffe auf die Stadt auf dem grossen Friedhof statt, zuletzt in einer speziell als Liebesnest hergerichteten Familiengruft. Von Boris hat Leni einen Sohn. Der Vater wird in den letzten Wochen des Krieges abtransportiert und kommt um. In der Zeit, da der Verfasser seine Feststellungen aufschreibt, lebt Leni mit einem türkischen Fremdarbeiter zusammen, den sie heiraten will. Lev, der Sohn, sitzt im Gefängnis.

Diese Elemente einer belanglosen Biographie haben eines gemeinsam. Sie widersprechen dem durchschnittlichen oder angepassten Verhalten, aber sie sind «richtig». Sie verletzen die Norm, aber sie sind dennoch völlig normal. Das Leben der Leni G. ist ein spontaner Protest gegen Verhältnisse, in denen der Mensch nicht seinem untrüglichen Gefühl folgen darf, ohne alsbald verdächtigt, geschmäht und ausgestossen zu werden. Was Leni tut, geschieht weder aus Gründen irgendeiner Moral noch irgendeiner Ideologie, sondern allein, weil sie es für richtig

hält. Sie demonstriert damit unbewusst und auf völlig natürliche Weise, indem sie sich mit dem gefangenen Russen und mit dem Türken verbindet, dass alle Menschen gleich sind, und sie widerlegt, ohne jemals zu argumentieren, jede Diskriminierung.

Durch ihre blosse Existenz wird sie aber zum Katalysator gesellschaftlicher Prozesse. Mit spürbarem Behagen knüpft Heinrich Böll – versteckt hinter dem Verf. – den bunten Teppich der Verhaltensweisen, Beziehungen, Lumpereien, Schönfärbereien und besseren Einsichten. Die Arbeit gerät vielleicht etwas gar breit und umständlich, aber sie ist in allen Teilen getragen von einer hohen Gerechtigkeit und einem Humor, der in diesem Buch stärker durchbricht als in früheren Werken. Auch in «Gruppenbild mit Dame» zeichnet sich so etwas wie eine Gegengesellschaft ab, ein Kreis von Menschen um Leni G., die aus Zwängen und Konventionen ausscheren, sofern diese sich gegen Menschlichkeit richten, wie sie die unscheinbare Heldin verkörpert. Um zu verdeutlichen, wie das gemeint sei, greift Böll aktuelle Phänomene auf, die Absage an die Leistungsgesellschaft etwa oder die poetisch-musikalische Existenz als Opposition gegen rationale Bildung. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist das Bild, das er von Lenis unglücklichem Bruder zeichnet. Er wird geschildert als ein Musterprodukt humanistischer Bildung, ein «Bamberger Reiter» seiner äusseren Erscheinung nach, geprägt von der Kultur des Abendlandes, geschult in allen Disziplinen, aber ohnmächtig gegenüber den politischen Realitäten, in die hinein er geboren wurde. Die List, sich eines treuherzigen Chronisten zu bedienen, bewährt sich hier immerhin in dem Sinn, dass Ansichten und Meinungen, die er registriert, in all ihrer subjektiven Bedingtheit dastehen. Man kann sie annehmen oder verwerfen, und ich gestehe, dass mich das versteckte Plädoyer für das schlichte und einfache Gemüt und gegen verfeinerte geistige Kultur nicht eben überzeugt. Meine Bedenken richten sich nicht gegen die in sich selbst ruhende, herzenswahre Gestalt der Leni G., wohl aber gegen das Misstrauen, das der Verfasser dem geschulten, auf Leistung trainierten Intellekt gegenüber zeigt. Schliessen sich denn Herz und Geist aus? Indessen kann man sagen, ein getreuer Chronist habe die Pflicht, die gesellschaftlichen Phänomene gewissenhaft darzustellen und also auch die aktuellen Polarisationen zwischen «Kultur» und «Subkultur» in seinen Bericht einzubeziehen.

Noch von einer anderen Konfrontation muss hier die Rede sein, die zwar nicht erst in unseren Tagen zu beobachten ist, aber heute wieder besonders virulent zu sein scheint. Es ist der Kampf zwischen den Stänkerern und den Weismachern (um eine Formulierung von Jost Hermand zu übernehmen). Die irritierte Umwelt wehrt sich gegen die Existenz der Leni G., indem sie Schmutzwörter produziert. Die auf Sauberkeit bedachten Zeitgenossen sprechen von Leni als von dem «miesen Stück», der «ausgedienten Matratze», der «Kommunistenhure» und der «Schlampe». Leni stellt durch ihr Verhalten, ihre kompromisslose Menschlichkeit, ihre völlige Unbegabtheit in allen Angelegenheiten des Besitzes, die bestehende Gesellschaftsordnung in Frage. Ihre unbedingte Hinneigung zu den Aussenseitern und Unterprivilegier-

ten wirkt so beunruhigend, dass die Konformisten mit Schmutzwörtern darauf reagieren. In des Verfassers Darstellung wird offenkundig, dass er die Menschen nach ihrem Sauberkeitsbedürfnis einteilt, und zwar vertritt er offensichtlich den Standpunkt, die Welt sei zwar eher schmutzig, aber es gebe Leute, die das nicht wahr haben wollen. Sie weisseln die Häuser, «damit wir ein sauberes Andorra haben», sie stellen Ruhe und Ordnung und saubere Verhältnisse über alles. Man erkennt leicht, dass die Sauberkeit hier einen ideologischen Hintergrund hat, und eben darum gibt es auch Anhänger des Schmutzes. Bölls Verfasser registriert aus der näheren Umgebung Lenis zahlreiche Erscheinungen, die in diesen Zusammenhang gehören. So schildert er umständlich, wie gut die Nonne Rahel den Stuhl der Klosterschülerinnen zu beurteilen vermag. Die Skatologie ist Gegenstand längerer Erörterungen. Im Schmutz, nämlich im Geräteraum und Lager der Gärtnerei und in der Gruft, erfüllt sich Lenis Liebe, nicht in weissen Linnen. Und Lenis Sohn, der begabte Sprössling aus den Bombennächten, ist bei der städtischen Müllabfuhr tätig, überdies ein Leistungsverweigerer. Lenis beste Freundin stirbt an der Syphilis.

Das Buch kann gelesen werden als eine kenntnisreiche, pittoreske Schilderung des Lebens in Köln vor, während und nach dem Krieg. Zwar ist die Stadt nie genannt, aber ihr genius loci, ihre Mundart, ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind gegenwärtig, und dazu gehört selbstverständlich auch die Welt der Gammler, die Gegenwelt zu den blitzsauberen Geschäftsstrassen und klimatisierten Sitzungszimmern. Das spezifisch Lokale ist vor allem auch gegenwärtig in Bölls menschenfreundlichem Katholizismus. Man möchte den Vergleich wagen, hier sei in nordischeren Breiten, südlicher Sinnlichkeit dennoch verwandt, ein deutscher Pagnol am Werk, kein Bauer zwar, aber ein Grossstädter mit Herz und Sinn für den Schollengeruch unter den Steinen, für den Mist hinter den blanken Fassaden. Die Parteinahme für das Unsaubere, Ungewaschene, das offenbar konstitutiv zu Lenis Welt gehört und ein Teil ihrer poetischen Existenz ist, hat die Fragwürdigkeit des Modischen. Aber sie ist am Ende eingebunden in die epische Weisheit eines Erzählers auf der Höhe seines Könnens. Vor falschen Tönen und überdrehtem Eifer bewahrt den vorgeschobenen Verfasser der Romancier von Format. «Gruppenbild mit Dame» ist ein Buch, das nicht frei ist von der Koketterie mit vordergründigen, modischen Polarisierungen. Aber Heinrich Böll spielt nur damit, er verwendet die Sprache dieser fluktuierenden Phänomene, um etwas zu erzählen, was nur auf Umwegen noch möglich scheint: die Vita einer tapferen Frau, die Legende von Leni G.

Anton Krättli

[1] Heinrich Böll, «Gruppenbild mit Dame», Kiepenheuer und Witsch, Köln 1971.

ANGELSÄCHSISCHE ZEITSCHRIFTEN

I.

Die vor wenigen Jahren wiedererstandene *Southern Review (SoR)* lässt naturgemäss viele Autoren aus den Südstaaten zum Wort kommen, neuerdings auch in zwei Sondernummern, «Writing in the South» (4. Jg., Nr. 2, Frühjahr 1968; 6/4, Herbst 1970). Doch werden andere literarische Räume deswegen nicht etwa vernachlässigt; auch diesen sind gelegentlich Sondernummern gewidmet worden («England, Ireland, and the Commonwealth», mit u. a. mehreren Aufsätzen über Yeats, und «French Literature: Contemporary Perspectives» erschienen in 5/3 und 5/4, Herbst und Winter 1969).

In der letztgenannten Ausgabe findet man zwei anregende vergleichende Beiträge, die *Thomas Mann* betreffen. Albert Sonnenfeld weist auf Parallelen in Werken Prousts und Manns hin, insbesondere auf die verschiedenen Verhältnisse zu Wagner, welche durch emotionell gefärbtes und durch reifdistanziertes Kunstverständnis bedingt werden. Die einen, wie der junge, Odette noch anbetende Charles Swann oder wie der «Bajazzo» und Spinell in «Tristan», frühen Erzählungen Manns, fragmentieren Musik in Phasen, die ihre eigenen Gefühle zu reflektieren scheinen und damit sublimieren, während andere, mit Proust und Mann selbst – in ihren späteren Anschauungen – vergleichbar, Sinn vor allem für die Totalität und die umfassenden Strukturen von Wagners Werk haben.

Paul West gibt eine provozierende Deutung des fehlenden Verständnisses seiner Landsleute für Mann, wobei seine spitzen Verallgemeinerungen über die zeitgenössischen englischen Leser und Schriftsteller wie über das Deutsche in Mann auf einleuchtenden Einsichten gründen. Er wehrt sich vor allem gegen Interpretationen, die Manns Humor und Komik (nicht seine Ironie) überbetonen und dabei missachten, welchen Grad der integrierenden Kontrolle wir im Rahmen von Manns epischem Streben immer anzunehmen haben. West bemerkt schliesslich, dass bei Melville, Hardy, Lawrence und Forster (jedoch nicht bei ihren heutigen Nachfolgern) wesentliche Motive auftreten, die innerhalb von Manns Zielsetzungen und Werten ihren Platz hätten.

R. B. Ellis-Jones weist (*German Life & Letters [GLL]*, 23/4, Juli 1970) in den Aufsätzen von Thomas Mann, von *Betrachtungen eines Unpolitischen* bis *Das Problem der Freiheit*, ein sich wandelndes Verhältnis zum Bürger, zur Bürgerlichkeit nach. Schien zunächst eine weltanschauliche Versöhnung zwischen Künstler und Bürger auch politisch anwendbar, so liessen sich spätere Bemühungen um eine Aufwertung des Bürgerlichen, im Rahmen der angenommenen Gleichsetzung von politischem Interesse und Neigung zur Demokratie oder auch des Humanitätsbegriffes, nicht aufrechterhalten. Daher stellte Mann die Entwicklung in Deutschland während der 20er und 30er Jahre zusehends weniger als Beispiel und mehr als Warnung für Europa dar.

Mit der Funktion einer Einzelepisode in der Gesamtperspektive der Joseph-Romane setzt sich Hilary Heltay auseinander (*GLL*, 24/2, Januar 1971).

Er stellt zwischen dem Mann auf dem Felde und verschiedenen Erfahrungsebenen Josephs wie auch des Lesers Beziehungen fest, die dank Manns souveränem Gestaltungswillen immer spürbar bleiben. So erscheine der Mann auf dem Felde, zunächst blosse Wiedergabe des nüchternen biblischen Erzählmusters, als Entsprechung (gemäss ägyptisch-hellenistischer Vorstellung) des wiederkehrenden Vermittlers zwischen Leben und (symbolischem) Tod, dann zwischen Bedeutungslosigkeit und Mission. Von da aus sei er leicht erkennbar als ein biblischer Rollenträger, der Joseph zu prüfen und zu mahnen habe, damit dieser zwischen menschlichem Tun und göttlicher Bestimmung zu unterscheiden lerne. Das Psychologisieren des Mythischen diene gerade der besseren Einsicht in die Natur dessen, wovor sich der Mensch einst nur gerade fürchtete.

II.

Ebenfalls in *GLL* (24/1, Oktober 1970) erörtert David Heald das Verhältnis Grabbes zu *Shakespeare*. Er gibt eine Zusammenfassung von Grabbes *Über die Shakespearo-Manie* (1827), in welcher Schrift die Originalität Shakespeares geleugnet und seine Zugehörigkeit zu einer Schule von englischen Dramatikern betont wird und dann die einzelnen Schwächen Shakespeares aufgezählt werden, von historischer Ungenauigkeit über dramatische Willkür, billiger Situationskomik und Wortspielerei bis zum fehlenden moralischen Gewicht. Grabbe erklärte, die Eigenleistungen Goethes und Schillers würden zu wenig als von Shakerspeares Einfluss unabhängig anerkannt und nannte, unter den zeitgenössischen Werken deutscher Autoren, Schicksalstragödien von Adolf Müllner beispielhaft, weil unshakespearisch. Die *Shakespearo-Manie* sei aber einzureihen, mahnt Heald, zwischen die Tatsache von Grabbes früher Shakespeare-Verehrung und seine spätere Bemerkung, sein Angriff sei auf blossen Berufsneid zurückzuführen.

Leonard Unger versucht (*SoR*, 6/3, Sommer 1970) das immer gefährliche Spiel, literarische Quellen in einem Werk aufzudecken, nämlich in einem der Maud Gonne-Gedichte von William Butler Yeats («That the Night Come»). Er zählt unterschiedlich plausible Elemente auf, die seine These von einer wesentlichen inneren Bezogenheit des Gedichtes auf *Hamlet* unterstützen soll. Verbale Wiederholungen, eine Abfolge von Motiven, psychologische Verquikkungen von Figuren schliesslich geben seiner Argumentation eine beachtliche Kohärenz.

Mit Scharfsinn bemüht sich Howard Erskine-Hill (*Renaissance and Modern Studies*, 14. Jahrgang, 1970) um eine Deutung der zwei männlichen Antagonisten Antony und Octavius in Shakespeares *Antony and Cleopatra*. Er wägt Parallelen und Abweichungen ab im Vergleich zwischen Shakespeare und zeitgenössischen Werken *(The Faerie Queene, Orlando Furioso, Gerusalemme Liberata)* sowie Plutarch, ferner zwischen Antony und Coriolanus. So wirft er Licht auf die Differenzierung zwischen privatem und öffentlichem Verhalten der Hauptfiguren und erkennt besonders an der Gegenüberstellung von Spensers moralischem Schematismus die inneren und dramatischen Spannungen, welche aus Antony eine grosse Gestalt machen und für Octavius eine Entwicklung zu grösserer

Reife und gerechterem Unterscheidungsvermögen zulassen.

III.

Die in Nottingham erscheinenden *Renaissance and Modern Studies* bieten wieder zwei Beiträge zu *D. H. Lawrence*, der ja mit Nottingham verbunden war. Im 14. Jahrgang handelt es sich um die Veröffentlichung von zwölf unbekannt gebliebenen Gedichten, aus einem Entwurfheft ausgewählt, das 64 Gedichte enthält. Es sind dies zumeist Erstfassungen von in anderer Form gedruckten Gedichten; die zwölf nun erschienenen sind für die Entwicklungsgeschichte von Lawrence als Mensch und Künstler relevant.

James T. Boulton informiert (13. Jahrgang, 1969) über die drei ersten Fassungen von Lawrences Erzählung «Odour of Chrysanthemums» als Einleitung zur Veröffentlichung der allerersten Version sowie aller Varianten; der Leser ist nun in der Lage, die disziplinierte Überarbeitung durch Lawrence zu verfolgen, der seine Erzählung nicht nur kürzte, sondern direkter auf ihr Ziel hin steuerte. Auf die Schilderung, wie die Frau eines Bergarbeiters erbittert die verspätete Heimkehr ihres trunksüchtigen Mannes abwartet und gleichzeitig ahnt, es könnte ihm etwas zugestossen sein, folgt mit starker Wirkung der Schluss, als der tot aus dem Stollen geborgene Mann von Frau und Mutter im Geiste verklärender Versöhnung für die Einsargung hergerichtet wird.

IV.

Mehrere Aufsätze in *SoR*, 6/4, erforschen das Werk *Faulkners*. In einem Beitrag, der dem mit Spannung erwarteten zweiten Teil seiner Faulkner-Studie entstammt, gibt Cleanth Brooks eine kluge Darstellung von Faulkners erstem Roman *Soldier's Pay*. Brooks nennt Schwächen, die diesem Frühwerk anhaften, etwa die ungenügende Erfassung der Charaktere von Cecily und dem Pfarrer, sowie stilistische Manierismen. Er weist aber handkehrum auf Ansätze zu komplexerer Charakterisierung (Margaret, Jones) und auf Faulkners gelungene Wiedergabe einzelner Szenen und Stimmungen. *Soldier's Pay* nimmt spätere Komponenten von Faulkners Schaffen vorweg, z. B. den durch Cecily wie auch Temple Drake vertretenen Frauentyp, der seine sexuelle Stärkeposition ausnützt, oder das Verständnis für die Schwarzen. Ungelöst bleibt die Frage, ob vielleicht Donalds im Augenblick vor seinem Tode wiedergewonnenes Erinnerungsvermögen weiter zu reichen vermochte als bis zum Luftkampf, in dem sein Sterben begann.

M. E. Bradford befasst sich mit *As I Lay Dying*. Er stellt das scheinbare Durcheinander der verschiedenen Stimmen, welche in den zahlreichen inneren Monologen sprechen, als Auseinandersetzungen mit Addies Willen dar, die recht eigentlich als verlängerter Ausdruck ihrer Persönlichkeit zu verstehen sind. Solange Addie auf ihre Beerdigung an dem von ihr verlangten Ort warten müsse, beherrsche sie ihre Umgebung noch wie ein Geist. Erst nach der Erfüllung ihres letzten Wunsches komme diese gequälte Seele zur Ruhe, das heisst sie müsse nun nicht mehr im Konflikt zwischen der wirklichen Beherrschung der Umwelt und der immer ersehnten Unterwerfung unter eine stärkere Persönlichkeit leiden.

Ike McCaslins heroische und doch letztlich ungenügende Sühnegesten in dem Triptychon «The Old People», «The Bear» und «Delta Autumn» bilden den Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung durch Arthur F. Kinney. Er gesteht Ike zu, dass er aufrichtig versuche, über die Verhaltensweisen nur rassistisch, ständisch und materialistisch handelnder Vorfahren und weiterer Vertreter der südstaatlichen Seinsweise hinauszugelangen: Ike handle aber nur zeitweise aus voller Überzeugung seiner Pflicht und seiner Fähigkeiten, weil er zu sehr auf rationalisierendes Begriffsdenken und zu wenig auf intuitives Ehr- und Rechtsempfinden, auf menschliche Liebe achte.

Ruth Vande Kieft sieht in *Absalom, Absalom!* ein Beispiel für Faulkners Besessenheit mit dem Problem der Zeit – in der Erfahrung des Menschen, der Zeit nicht mit Lebensspanne identifizieren will, und in derjenigen des Künstlers, der eine Möglichkeit wahrnehmen möchte, den Fortbestand menschlichen Seins zu sichern. Der sich in einer Dynastie fortsetzen wollende Thomas Sutpen missachtet Normen und Schranken; Faulkner erklärte, der Dichter vernachlässige in entsprechender Rücksichtslosigkeit «Ehre, Stolz, Anstand, Sicherheit, Glück», damit nur sein Werk zu Ende geschrieben werden könne. Das Vollbrachte wie das Vermessen-Gescheiterte kann in Worten, im schriftlichen Zeugnis überliefert werden, wie es in *Absalom, Absalom!* das Beispiel Judiths zeigt. Ihr Zeugnis ist aber nur *ein* Zeugnis; jedes Zeugnis verdankt seinen Charakter demjenigen des Zeugen, und dieser wiederum formt mehr oder weniger unbewusst sein Zeugnis auf Grund seiner Erfahrung in der Zeit, seiner Vergangenheit. Die Summe von Zeugnissen, in *Absalom, Absalom!* kaleidoskopisch zusammengefügt, legt schliesslich eine Andeutung des wirklich Wahren, des Gültigen frei. Es sei daher nicht erstaunlich, meint die Verfasserin, dass wir dieses Gültige immer in der gleichen Sprache zu vernehmen glauben, nämlich in der Eigenart nicht der einzelnen Gestalten sondern des gestaltenden Faulkner.

Walter Taylor wendet sich den Äusserungen zu, die Faulkner in den 50er Jahren über die Rassenpolitik der USA und vor allem der Südstaaten machte oder gemacht haben soll, weil diese die Frage der verbindlichen Stellungnahme eines anerkannten Künstlers aufwerfen. Der Verfasser kommt zum Schluss, dass in Faulkners öffentlichen Erklärungen eine charakteristische Tendenz dem Schriftsteller schadete, die seinem erzählerischen Schaffen ein besonderes Gewicht gibt: die Fähigkeit, zwei polare Haltungen zu verstehen und beide gelten zu lassen. Dieser Sinn für Komplexitäten erwies sich in der nach praktischen Massnahmen verlangenden politischen Arena als ein Nachteil, so dass Faulkner seine Stellung manchmal nach der einen und kompensatorisch wieder nach der anderen Seite zu extrem formulierte.

V.

Es sei schliesslich auf den bedeutenden Dichter *Robert Penn Warren* hingewiesen, der in *SoR* sowohl Gegenstand kritischer Betrachtung ist (6/4) wie auch als Kritiker (7/2) zum Worte kommt. Cushing Strout geht in seinem Aufsatz über *All the King's Men* von einer Bemerkung Warrens aus, dass

die Lektüre von William James, dem Begründer der amerikanischen pragmatischen Philosophie, diesen seinen Roman mitbestimmt habe. Wichtig ist Strouts Ergebnis, dass aus den Spannungen, die dem pragmatischen Urteilen innewohnen, gerade die Spannungen in den Figuren Willie Stark, Jack Burden und Adam Stanton, sowie innerhalb ihres gegenseitigen Verhältnisses entstehen. Der Pragmatismus wird also im Roman dramatisch gestaltet und damit einer Formelhaftigkeit entzogen, die ihn zur Rechtfertigung absolutistischen Denkens und Führens stempeln könnte. Das entspricht der Einsicht Warrens, dass sich weder die blossen Zeitbedürfnisse zur Regel erheben lassen noch allein die Verpflichtung durch die Tradition.

Stanley Plumly gibt eine Kritik von Warrens neuesten Gedichtbänden. Er findet, dass *Incarnations* eine Verbindung herstelle von lockerer Versform und diszipliniertem Zusammenfügen komplementärer wie kontrastierender Aussagen, dass aber Warrens Anschauung vom Verhältnis zwischen weltlicher Fleischwerdung und menschlicher Geistigkeit in *Audubon* packender und sicherer zum Ausdruck komme.

Warrens 65seitiger Aufsatz über Theodore Dreiser, im Frühjahr 1971 aus Anlass des hundertsten Geburtstags von Dreiser erschienen, gibt ein wahrheitsgetreues und daher wenig schmeichelhaftes Bild Dreisers in plausibler Verbindung mit einer im ganzen aufwertenden Erörterung seiner wichtigsten Romane. Hier wirft eine biographisch-psychologisch fundierte Beleuchtung von Hauptmotiven viel Wesentliches ab, doch weiss Warren auch das künstlerische Schaffen Dreisers zu würdigen, besonders dessen Selektions-, Akzentierungs- und Kontrastierungsprozesse. Warren baut auf den bekannten Fakten auf. Er spricht vom materiellen und sexuellen Streben Dreisers, der sich aus sozialer wie persönlicher Unsicherheit zu retten suchte, und von dessen Verzweiflung an den deterministischen Kräften, welche Erfüllung in Enttäuschung umschlagen lassen und scheinbar Erstrebenswertes als Illusion entlarven. Die Zusammengehörigkeit solcher Tatsachen sowohl in Dreisers Weltbild wie in dessen Projektion in seinen Werken werden deutlich herausgearbeitet. Aus dieser Sicht lässt sich folgende Entwicklung des Romanschriftstellers Dreiser ablesen: *Sister Carrie* und *Jennie Gerhardt* gestalteten Erlebnisse aus dessen Erfahrungskreis, ohne ihn selber zu implizieren, bei *The Genius* und der Trilogie um den Finanzmagnaten Cowperwood handelte es sich um Wunschvorstellungen des Erfolgs in Kunst und Geschäft, in *An American Tragedy* hingegen schuf Dreiser den bösen Traum, in den ihn seine Potentialität unter Umständen auch hätte stürzen können. (Unter Warrens zahlreichen anregenden Fragestellungen findet sich auch die nach der Aufrichtigkeit von Dreisers Mitgefühl gegenüber seinen zum Verzicht genötigten Gestalten; wie Warren ist auch Warwick Wadlington in derselben Nummer der *SoR* der Ansicht, dass Dreiser Ausweglosigkeit und Hoffnungslosigkeit nicht in den Bereich intellektuellen und relativierenden Ermessens zu rücken vermochte, und sie wirken daher undifferenziert direkt auf das Empfinden des Lesers ein.)

Henri Petter

HINWEISE

Politik

Reinhold Zippelius legt mit seiner «Geschichte der Staatsideen» (Beck'sche Schwarze Reihe Bd. 72, Beck, München) einen sehr leicht lesbaren und wohlproportionierten Überblick über die wichtigsten Strömungen politischen Denkens vor. Die wichtigsten Denker oder Schulen von den Sophisten bis Max Weber werden in je einem klar gegliederten Kapitel dargestellt. Dank dem didaktischen Geschick, mit dem der Verfasser seinen Stoff darbietet, eignet sich der Band vorzüglich für Leser, die auf diesem Gebiet keine besonderen Vorkenntnisse besitzen.

*

Mit seinem Buch «Entscheidungshilfen für die Regierung» (Westdeutscher Verlag, Opladen) will *Carl Böhret* dem deutschsprachigen Leserpublikum einen Denkansatz vorstellen, der bisher vor allem in den USA weite Verbreitung gefunden hat. Behandelt wird die ganze bisher entwickelte Batterie von Entscheidungshilfen: Wert-, Ziel- und Systemanalyse, Modelle, Simulation, Indikatoren, Informationssysteme. Im Mittelpunkt steht das Planning-Programming-Budgeting System (PPBS), das hier eine sehr klare und leichtfassliche Darstellung findet.

*

Es ist sehr verdienstvoll, dass die Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden, die von den beiden Amerikanern *Timothy W. Stanley* und *Darnell M. Whitt* verfasste Studie «Entspannungsdiplomatie» in deutscher Übersetzung herausgebracht hat. Diese Arbeit bietet eine sehr sorgfältige, durchdringende Analyse nicht nur der verschiedenen Motive und Tendenzen, die in Ost und West auf eine europäische Sicherheitskonferenz – dem eigentlichen Gegenstand dieses Buches – hinwirken, sondern der europäischen Szene zu Beginn der siebziger Jahre überhaupt. Ihre klare Gliederung ermöglicht es, sie auch als Nachschlagewerk zur raschen Information zu benützen.

*

Der jüngste Band (Nr. 7) des von Heinrich Siegler herausgegebenen Werks «*Dokumentation zur Abrüstung und Sicherheit*» (Siegler & Co., Verlag für Zeitarchive, Bonn) befasst sich mit dem Jahr 1969. Dieses Jahr war für die Diskussion um Abrüstung und Sicherheit sehr ergiebig; SALT, das Verbot chemischer und bakteriologischer Waffen, der Plan einer europäischen Sicherheitskonferenz und die Genfer Abrüstungskonferenz standen im Vordergrund. All das wird im vorliegenden Band in gegen 300 Dokumenten oder Résumés und gut erschlossen durch ein gründliches Register dargestellt.

Literatur und Kritik

Die Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz hat unter dem Titel «*Romanfiguren*» eine Sammlung von Essays herausgegeben, in der ver-

schiedene Autoren den Versuch vorlegen, eine Romanfigur, die ihnen in besonderem Masse nahekommt, beschreibend zu durchdringen. Die Publikation ist zu Ehren der beiden siebzigjährigen Mitglieder Marie Luise Kaschnitz und Hans Erich Nossack gedacht, die beide ebenfalls einen Beitrag beigesteuert haben (Hase und Koehler Verlag, Mainz 1971). Die andern Studien stammen von Klaus Mehnert, Dieter Hoffmann, Frank Tiess, Dieter Wellershoff, Karl Krolow, Fritz Usinger, Ernst Kreuder, Martin Kessel, Gerda Zeltner, Hans Bender und Walter Helmut Fritz. Der Autor als Leser – das ist, was dieses schmale Buch lebendig macht: man wohnt dem Vorgang der Begegnung und Anverwandlung bei.

*

Der *Insel-Almanach auf das Jahr 1971* ist von seinem Herausgeber Hans Bender ganz zu Ehren der Dichterin Marie Luise Kaschnitz gestaltet. Er enthält neue Gedichte, ferner Aufsätze zur deutschen Literatur aus der Feder der Geehrten sowie eine Reihe von Beiträgen von Freundesseite. Auch die Rede, die Theodor Heuss 1955 anlässlich der Verleihung des Büchnerpreises an die Dichterin hielt, ist in das Buch aufgenommen (Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1970).

*

Werner Weber hat seine Bemerkungen und Aufsätze zur Literatur, die er als unermüdlicher Beobachter und nicht selten auch als Wegbereiter des Talents schreibt, wiederholt in Buchform vorgelegt. Die jüngste dieser Sammlungen trägt den lakonischen Titel «*Forderungen*», was ausdrücklich begründet wird. Dichterische Texte, so sagt der Kritiker, verlangen von uns, dass wir uns stellen, dass wir genauer, geduldiger hinsehn und hinhören als gewöhnlich. Unmöglich, die Fülle dessen anzudeuten, wovon diese dreihundert Seiten betrachtender und kritischer Prosa Rechenschaft geben. Was sich einprägt, ist der Ton, die Behutsamkeit der Sprache, die einsichtige Geduld des Lesers. Zu ihr gehört auch, dass Werner Weber nie vom Neuen zum Neusten eilt, um dabei zu sein. Ihm ergibt sich Gegenwart auch aus Vergangenheit, etwa wenn er Goethes Divan-Gedichten nachsinnt oder in der Wiederbegegnung mit Mörike auf Züge der Modernität stösst, auf den Wechsel der Stillage zum Beispiel und auf Veränderungen der Erzähldistanz (Artemis Verlag, Zürich 1970).

*

In der Reihe der handlichen kleinen Realienbücher für Germanisten, die in der J. B. Metzlerschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erscheinen, ist der Band «Literarische Wertung» von *J. Schulte-Sasse* von besonderer Bedeutung. Er orientiert knapp und klar über den gegenwärtigen Stand der Wertforschung, diskutiert Wertungstheorien und insbesondere auch Kitschtheorien. Die etwa achtzig Seiten umfassende Darstellung, die über annähernd 120 einschlägige Veröffentlichungen zum Thema orientiert, ist ein Wegweiser im Bereich literarischer Wertungstheorien.